

INTERVIEW: ANDRIAN KREYE

Als ehemaliger Direktor des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung und Leiter des Harding-Zentrums für Risikokompetenz an der Universität Potsdam beschäftigt sich Gerd Gigerenzer wissenschaftlich mit Gefahren, als Psychologe damit, wie und warum Menschen Entscheidungen fällen. In seinem neuen Buch „Klick – Wie wir in einer digitalen Welt die Kontrolle behalten und die richtigen Entscheidungen treffen“ beschreibt er nicht nur den Stand des digitalen Fortschritts, sondern zeigt auch Methoden, wie man vernünftig damit umgeht.

SZ: Herr Gigerenzer, haben wir uns als Menschen durch die digitalen Technologien schon verändert?

Gerd Gigerenzer: Auf alle Fälle. Wir sind in Echtzeit so vernetzt wie noch nie zuvor. Die meisten Kinder, die heute geboren werden, werden wahrscheinlich keine privaten Augenblicke in ihrem Leben mehr erfahren, in denen sie nicht beobachtet und analysiert werden. Die Psyche des Menschen hat sich immer an neue Technologien angepasst, und jetzt haben wir es mit einschneidenden Veränderungen zu tun.

Bleiben die?

Bisher ist es noch eine kulturelle Evolution. Die vollzieht sich viel schneller als genetische Veränderungen, kann also auch schneller rückgängig gemacht werden.

Gibt es Beispiele für solche kulturellen Evolutionen?

Sicher, die Erfindung der Druckerpresse war so ein Fall. Auch damals gab es das Phänomen der Fake News.

Was wurde denn damals verbreitet?

Das waren etwa Flugblätter, die Bilder von angeblichen Monstern wie das „Mönchs-kalb“ oder dem „Papstesel“ zeigten, und die von Luther und Zeitgenossen als Zeichen für Gottes Zorn auf die monströse Korruption im römischen Papsttum verbreitet wurden. Jede Revolution in der Kommunikationstechnologie, von Gutenberg bis zum Internet, hat eine Flut von Fake News ermöglicht.

Warum können wir mit digitalen Technologien so schlecht umgehen?

Es geht nicht nur um neue Technologien, sondern um das deren Geschäftsmodelle. Die digitalen Konzerne beschäftigen Heerschaaren von Ingenieuren und Psychologen, um unsere Aufmerksamkeit zu binden und sie in Richtungen zu lenken, die den Werbekunden nutzen. Das war ursprünglich nicht so geplant. Die Google-Gründer Larry Page und Sergey Brin haben noch 1998 werbefinanzierte Suchmaschinen scharf kritisiert, weil diese den Interessen der Werbekunden dienen und den Nutzern nicht die besten Suchergebnisse liefern. Sie schrieben damals, dass eine Suchmaschine wissenschaftlich ausgerichtet und transparent sein müsse.

Und dann?

Kam die Dotcom-Krise von 2000 und ihre Geldgeber setzten sie unter Druck. Page und Brin machten eine Kehrtwende und entwickelten ein werbefinanziertes Geschäftsmodell, in dem die Nutzer nicht mehr die Kunden sind, sondern die Firmen, die die Werbung bezahlen.

Was kann man als Nutzer tun?

Etwas 50 Prozent der Erwachsenen sind sich immer noch nicht im Klaren, dass die ersten Suchergebnisse nicht jene sind, die die relevantesten sind, sondern die, die den Werbekunden dienen. Nutzer sollten auch lernen, zu erkennen, welche Webseiten seriös sind. Das kann man vor allem durch laterales Lesen: Um zu erfahren, welche Interessen hinter einer Seite stehen, sollten Sie diese verlassen, bevor Sie alles gelesen haben, und auf andere Seiten gehen, um herauszufinden, wer mit welchem Interesse dahintersteckt.

Aber das tun doch die wenigsten.

Aber gerade das Internet macht dieses laterale Lesen ja so einfach, weil man schnell



China überwacht und bewertet das soziale Verhalten seiner Bürger in einem Ausmaß, das Europäer schockiert. Noch, sagt Forscher Gigerenzer. Ohne strengere Regeln drohten auch in Deutschland chinesische Zustände. FOTO: ANDY WONG/AP

Schlafwandeln in die Überwachung

Der Psychologe Gerd Gigerenzer über fatale Geschäftsmodelle im Netz, China als digitales Vorbild – und das Problem, dass wir uns vor den falschen Dingen fürchten

andere Seiten aufrufen kann. Dennoch hat vielen Digital Natives offenbar niemand erklärt, dass man Webseiten nicht wie eine Zeitung liest, also von oben nach unten.

Ist der Einzelne nicht machtlos gegen die Heerschaaren von Ingenieuren und Psychologen, die die Konzerne aufbieten?

Würden Sie mit Geld statt mit Ihren Daten bezahlen, wären Sie der Kunde und hätten damit diese Macht. Für Netflix, TV und Radio bezahlen wir ja auch. Facebook macht 97 Prozent des Umsatzes durch Werbung. Würde jeder Nutzer nur zwei Euro monatlich zahlen, könnte Mark Zuckerberg genauso viel Umsatz machen wie derzeit mit personalisierter Werbung. Dann müssten Facebook, Instagram und die vielen anderen Apps auch nicht mehr versuchen, herauszufinden, ob Sie depressiv, schwanger oder krank sind, um Ihnen personalisierte Werbung im richtigen Moment zu schalten. Der ganze Überwachungskapitalismus wäre nicht mehr notwendig.

Es sieht aber nicht so aus, als änderten die Digitalkonzerne ihre Geschäftsmodelle. Deswegen brauchen wir Regierungen, die handeln. In Europa, in Deutschland. Die diesen Konzernen nicht einfach nur ein paar Milliardenstrafen aufbrummen. Nein, man muss an die Wurzeln gehen, und das Geschäftsmodell „Zahl mit deinen Daten“ durch „Zahl mit deinem Geld“ ersetzen. Nur dann wird sich etwas verändern.

Wie stark soll denn der Staat eingreifen?

Bisher lassen es unsere Regierungen zu, dass Webseiten uns Geschäftsbedingungen vorgeben, die so lang und unverständlich geschrieben sind, dass wir keine Wahl

haben, als per Klick uninformatiert einzuwilligen. Denn um diese zu lesen, bräuchte man etwa 30 Arbeitstage im Jahr. Als ich Mitglied des Sachverständigenrats für Verbraucherfragen war, haben wir die Einführung eines „One-Pager“ vorgeschlagen: Die Geschäftsbedingungen müssen auf einer Seite mit maximal 500 Worten klar und verständlich formuliert werden. Das ist nicht passiert. Es ist auch erstaunlich,



Das Geschäftsmodell „Zahl mit deinen Daten“ müsse durch „Zahl mit deinem Geld“ ersetzt werden, sagt Gerd Gigerenzer. Nur dann werde sich etwas Grundsätzliches verändern. FOTO: IMAGO/GALUSCHKA

dass die Überwachung durch Tech-Konzerne oder die erzwungene uninformatierte Einwilligung kein Thema im Wahlkampf ist. Unsere Parteien führen uns schlafwandelnd in die Überwachung.

Sehen Sie unsere Demokratie in Gefahr?

Sie ist in Gefahr durch autokratische Systeme, die mit Hilfe von digitaler Technik schneller und effektiver als wir handeln. Nehmen Sie das Sozialkredit-System in China. Wie bei der Schufa hat jeder Bürger einen Wert, nur erfasst dieser nicht nur die Kreditwürdigkeit, sondern alles, was Sie tun, sozial, politisch. Wenn Sie zu viele Videospiele spielen oder sich Webseiten über den Dalai Lama oder das Massaker vom Ti-

an'anmen-Platz ansehen, bekommen Sie Punkte abgezogen. Besuchen Sie Ihre alte Großmutter oder helfen Sie in einer Suppenküche, geht Ihr Wert nach oben. Personen mit hohem Punktwert erhalten Privilegien, jene mit niedrigem Wert müssen mit Reisebeschränkungen leben und werden nicht befördert, oder ihre Kinder dürfen nicht auf die besten Schulen gehen. Für viele Europäer ist das natürlich ein Grauen. Die meisten Chinesen finden das System dagegen gerecht, und wenn ich mit Freunden in China spreche, dann erzählen die, dass die Menschen wirklich höflicher, weniger egoistisch und weniger korrupt geworden sind. Ja, selbst der Umweltschutz funktioniert besser.

Aber China ist eine Parteiendiktatur.

Bisher. Aber China hat nun angefangen, diese Technologie zu exportieren. In Thailand und Venezuela wird sie schon eingesetzt. Und wer sagt, dass Länder in Europa, die autokratische Tendenzen haben, die Software und Hardware nicht auch kaufen? Und was ist, wenn mit dieser Technologie auch Werte gefördert werden, die die unseren sind? Wenn sich eben Umweltschutzmaßnahmen sehr viel schneller und effektiver umsetzen lassen? Was ist, wenn rings um uns plötzlich alles sehr viel besser und schneller funktioniert als in unserer langsamen Demokratie?

Aber gibt es diese sozialen Bewertungssysteme nicht schon längst auch bei uns? Als herauskam, dass Cambridge Analytica die Daten von Wählern verkauft, damit Parteien sie beeinflussen können, gab es für jede Person rund fünftausend Datenpunkte, die ja auch bewertet wurden.

Richtig. Auch wir werden kommerziell und staatlich überwacht. In China wird das nur sehr viel offener gemacht.

Wobei der Tec-Clash der letzten drei, vier Jahre gezeigt hat, dass sich die Nutzer im Westen auch dagegen wehren.

Noch. Wir haben 2018 eine repräsentative Studie durchgeführt, die ergab, dass zehn Prozent aller Deutschen einem Sozialkredit-System zustimmen würden. 2019 waren es schon 20 Prozent.

Und 2020?

Pause wegen Corona.

Dann ist Ihrer Ansicht nach eine gesetzliche Regelung der digitalen Geschäftsmodelle die einzige Lösung?

Wahrscheinlich, ja. Denn freiwillig wollen die Nutzer derzeit nicht für ihre Privatsphäre bezahlen. Das ist das sogenannte Privatsphären-Paradox. Die meisten Deutschen machen sich Sorgen um ihre Privatsphäre und ihre Daten. Eine repräsentative Studie von uns hat ergeben, dass dennoch 75 Prozent der Deutschen nicht einmal einen Euro dafür ausgeben würden, wenn sie ihre Daten nicht hergeben müssten. Obwohl sich die Leute in Deutschland stärker als in anderen europäischen Ländern bewusst sind, dass private Dienstleister ihre privaten Daten sammeln und auswerten. Wenn man nicht bereit ist, für seine Privatsphäre ein paar Euro im Monat zu bezahlen, dann will man freiwillig in ein digitales Überwachungssystem ein, das man in anderen Ländern wie China verteuft.

Nun hat China gerade ein recht strenges Gesetz erlassen, das reguliert, wie viel

und wann Kinder Computerspiele spielen dürfen. Nämlich nur am Wochenende und auch dann nicht mehr als drei Stunden. Und nie nach 20 Uhr. Ist man da in China vielleicht auf einer richtigen Spur? Wenn sie die Nutzer schützen, die im Netz den größten Schutz brauchen?

Viele Chinesen finden dieses Gesetz richtig, genau wie die harten Beschränkungen bei Covid-19, die sie – im Gegensatz zu unserem Umgang mit dem Virus oder auch unseren Problemen mit Verschwörungstheorien – als Erfolg ansehen. Ich denke, dass eine Demokratie nur funktioniert, wenn ein großer Teil der Bürger und Politiker risikokompetent ist, mitdenkt und den Mut hat, Verantwortung zu übernehmen. Sonst werden uns autokratische Systeme bald voraus sein.

Andererseits sollen Kinder aber auf ein digitales Leben vorbereitet werden.

Ja, das erreicht man aber nicht allein dadurch, dass man Schulen Geld gibt, um Tablets zu kaufen. Man muss mehr investieren, um Kinder und Lehrer digital risikokompetent zu machen. Smarte Technologie braucht smarte Menschen.

Und wie wehren wir uns gegen den Sog der digitalen Welt?

Wenn Sie sich nicht konzentrieren können, dann sollten Sie ihr Telefon nicht nur abschalten, sondern es in einen anderen Raum legen. Und beim Autofahren in den Kofferraum. Studien zeigen, dass uns ein Handy selbst dann ablenkt und unsere Leistung mindert, wenn es in ausgeschaltetem Zustand neben uns liegt. Wir fürchten uns oft vor den Dingen, die uns höchstwahrscheinlich nicht umbringen.

Was meinen Sie damit?

Seit den Anschlägen vom 11. September 2001 fürchten sich viele Menschen in Deutschland vor einem terroristischen Anschlag, in den Jahren vor Corona war das oft sogar die größte Angst überhaupt. In den letzten zehn Jahren sind jedoch im Schnitt nur drei Menschen pro Jahr durch Terrorismus umgekommen. Egal ob islamistisch oder rechtsterroristisch. Aber gleichzeitig starben über 300 Menschen jährlich, weil jemand am Steuer abgelenkt war, etwa durch das Handy.

Wie nutzen Sie denn persönlich die digitalen Medien?

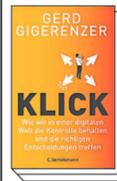
Wenn ich mich konzentrieren muss, lege ich das Handy in ein anderes Zimmer. Vor allem, wenn ich ein Buch oder eine wissenschaftliche Arbeit schreibe. Meine Doktortaten tun das oft nicht, und ich glaube, ich erkenne sehr genau, an welchen Stellen im Text sie unterbrochen wurden.

Wären Sie denn bereit, ohne digitale Technologien zu leben?

Nein, ich kann mir nicht vorstellen, wieder in eine rein analoge Welt zurückzukehren. Es ist schon großartig, was einem alles zur Verfügung steht, wie schnell man an Wissen kommt.

Ursprünglich war die digitale Welt ja auch eine Utopie.

Das Internet verkörperte anfangs den Traum, dass alle Menschen ungehinderten Zugang zu Wissen erhalten, frei von Zensur, Fake News und Profit. Das ist nur teilweise gelungen, etwa bei Wikipedia oder AlgorithmWatch. Wir sollten das Internet gegen die auf Überwachung und personalisierte Werbung beruhenden Geschäftsmodelle verteidigen. Und die digitale Welt zu einer Welt machen, in der wir leben möchten. Mein Buch soll hier helfen, die Kontrolle zu behalten und die richtigen Entscheidungen zu treffen.



Gerd Gigerenzer: Klick – Wie wir in einer digitalen Welt die Kontrolle behalten und die richtigen Entscheidungen treffen. Aus dem Englischen von Hainer Kober. C. Bertelsmann Verlag, München, 2021. 416 Seiten, 24 Euro.

VON SZ-AUTOREN

Helmut Böttiger über die Siebziger

Die Parole vom „Tod der Literatur“ aus dem Jahr 1968 löste in den Siebzigern eine wilde Blütezeit der Literatur aus. Neue Zeitschriften spielten mit den Grenzen zwischen Hoch- und Subkultur. Eine radikale Politisierung begann. Peter Schneiders Erzählung „Lenz“ wirkte wie ein Fanal. Rolf Dieter Brinkmann und Nicolas Born mischten die Grauzonen des deutschen Alltags auf. Der Feminismus hatte etwa mit Verena Stefans „Häutungen“ erste Bestseller. Christoph Meckel und Bernhard Vesper wandten sich den Nazis zu. Zeitgleich aber entstanden mit den großen Epenromanen von Uwe Johnson, Peter Weiss und Ingeborg Bachmann Monumente eines neuen ästhetischen Bewusstseins. Parallel zum optimistischen Lebensgefühl der Willy-Brandt-Jahre erlebte auch die DDR atmosphärische Lockerungen, bis die Biermann-Ausbürgerung 1976 und die Kanzlerschaft Helmut Schmidts neue Akzente setzten. Böttiger sieht die Phase zwischen 1968 und 1981/82 als eine eigene Epoche, als eine Zwischenzeit mit unterschiedlichsten Suchbewegungen.

Helmut Böttiger: Die Jahre der wahren Empfindung. Die 70er – eine wilde Blütezeit der deutschen Literatur. Wallstein Verlag, Göttingen. 473 Seiten, 32 Euro.



Constanze Neumann: Wellenflug. Roman. Ullstein, Berlin 2021. 336 Seiten, 22 Euro.

Die Verlegerin Constanze Neumann spürt in ihrem Roman „Wellenflug“ ihrer großbürgerlich-jüdischen Familie nach

Die Familie ist oft die direkteste Verbindung mit der Geschichte. Verwandtschaft ist nicht nur eine Imagination, sie kann auch ein Prisma sein, sie bietet einen persönlichen Zugang zur Vergangenheit. Je mehr man weiß über die eigene Herkunft, desto deutlicher steht einem auch eigene Stellung in der Welt vor Augen.

Auf diese Weise schreibt sich Constanze Neumann, Leiterin des Berliner Aufbau-Verlages, in ihrem zweiten Roman in das Leben von Figuren aus ihrer Familie hinein. Anna Reichenheim, eine von zwei starken Frauen dieses Romans, ist ihre Urgroßmutter, von der außer einem Gemälde und verstreuten Hinweisen wenig überliefert ist. Sie war die strenge Matriarchin eine großbürgerlichen, schwerreichen, jüdischen Familie im Berlin der Belle Époque, früh verwitwet nach dem Tod des kränklichen Gatten, doch dann in zweiter Ehe mit dessen deutlich älterem Bruder Julius Reichenheim verheiratet. Mit ihrer

Kindheit setzt der Roman im Jahr 1864 ein. Constanze Neumann zeichnet das Bild einer Tuchhändlerdynastie, die in den obersten Kreisen der Gesellschaft verkehrte, eine Villa in Berlin-Tiergarten baute und mit dem Handel guter englischer Stoffe viel Geld verdiente.

Annas ältester Sohn Heinrich interessiert sich nicht für die Geschäfte des Vaters, sondern verbringt seine Nächte lieber in fragwürdigen Etablissements, um seiner Spielsucht nachzugehen. Nachdem er einen Wechsel mit der Unterschrift des Vaters fälscht, weil er seine Schulden nicht bezahlen kann, und das alles andere als standesgemäße Garderobenmädchen Marie heiratet, wird er vom Vater entbunden und von der Mutter verstoßen, die für den Rest ihres Lebens unversöhnlich bleibt. Aus Anna, die als junges Mädchen so liebenswert erschien, wird eine hartherzige Matrone, die wie eine Spinne im Zentrum sitzt und weder mit Marie noch mit ihrem Enkel je reden wird.

Der zweite Romanteil ist aus der Perspektive Mariés erzählt. Sie ist ihrem unzuverlässigen Mann eine treue Begleiterin, geht mit ihm in die USA, zunächst nach New York, dann nach Erie in Pennsylvania, wo er hofft, als Mitarbeiter einer Papiermühle endlich Erfolg zu haben. Es kommt, wie immer, anders. Mit dem Ersten Weltkrieg gehen beide, die kinderlos bleiben, zurück nach Deutschland und erleben dort, in Dresden, die unmittelbaren Kriegs-

folgen: Inflation, Weltwirtschaftskrise und den Aufstieg der Nazis. Heinrich wird schließlich, im Jahr 1943, nach Auschwitz deportiert.

Warum er Deutschland nicht verließ, ist seither in der Familie, die in die ganze Welt, von Brasilien über Jamaika bis nach Indien verstreut wurde, ein Rätsel, das auch der Roman von Constanze Neumann

Mit den Juden wurden auch ihre Orte vernichtet, die Auslöschung war total

nicht lösen kann und vielleicht auch nicht möchte. Marie entdeckt zuvor ein ganz anderes Geheimnis: Heinrich hat einen unehelichen Sohn aus einer seiner vielen Affären, den er in einem Kinderheim versteckt. Marie holt ihn dort heraus, nimmt ihn auf wie einen eigenen Sohn, bis er sich vor den Nazis auf einem Bauernhof verbergen muss. Dieser Sohn, der den Holocaust überlebte, ist der Großvater der Autorin. Mit persönlichen Erinnerungen an ihn setzt das Buch ein.

Die erste Romanhälfte um Anna liest sich in ihrer raschen Folge von Todesfällen, Heiraten und Geburten wie eine Chronik. Teil zwei um Marie als Hauptfigur ist emotionaler, dichter und packender. Das hat auch damit zu tun, dass Reichtum weniger interessant ist als die Irrungen und Wirrungen des entbehrungsreicheren Lebens,

des Ringens um Eigenständigkeit und des Kampfes gegen die Armut. Die beiden Teile verhalten sich zueinander wie Innen- und Außenseite der Familiengeschichte, die aber gerade aus der Distanz des verstorbenen Sohnes und seiner Frau zu schillern beginnt. Besonders ergreifend ist die Szene, in der Marie mit dem kleinen Sohn, um ihn der Großmutter vorzustellen, in der Berliner Villa vorspricht, dort aber nach langer Wartezeit nicht empfangen wird.

Constanze Neumann hat gründlich recherchiert. Sie hat mit Familienmitgliedern gesprochen, mit denen sie bis dahin nichts zu tun hatte, hat in Archiven geforscht, war auch in Auschwitz, um dort Genaueres über den Tod des Urgroßvaters zu erfahren. Dabei hat sie die Erfahrung gemacht, dass alle Orte – Berlin, Dresden, Leipzig, und schließlich auch Auschwitz – nichts mehr preisgeben, weil sie mit den Orten von damals nichts mehr zu tun haben.



Die Schriftstellerin und Verlegerin Constanze Neumann leitet den Berliner Aufbau Verlag. „Wellenflug“ ist ihr zweiter Roman. FOTO: MATTHIAS BOTHOR

Alles ist gründlich zerstört und verwandelt. Das ist Teil der deutschen Geschichte, aber mehr noch der jüdischen. Mit den Juden wurden auch ihre Orte vernichtet, die Auslöschung war total. Deshalb können erst der Roman und damit die Fantasie der Autorin die verlorene Welt rekonstruieren und dem Vergessen lebende Figuren entgesetzen. Nur in Amerika ist das anders: In Erie steht noch das Wohnhaus von Heinrich und Marie, die Straßen sehen so aus wie damals.

Einige Briefe hat Constanze Neumann wortwörtlich in den Roman integriert, so auch den kleinen, bescheidenen Abschiedsbrief, den Marie kurz vor ihrem Tod an den Sohn schrieb, um ihn zu bitten, sich um ihre Beerdigung und eine Urne zu kümmern. Brüche zwischen dokumentarischem Material, recherchierten Fakten und ausdrucksmächtigender Fiktion in Gesprächen, Gedanken und Empfindungen der Figuren sind aber nirgendwo zu erkennen.

Das hat damit zu tun, dass Constanze Neumann einen Stil gewählt hat, der so wirkt, als handle es sich tatsächlich um einen Gesellschaftsroman aus dem späten 19. oder frühen 20. Jahrhundert, vielleicht von Georg Hermann, der in seinen Erfolgsbüchern ein ganz ähnliches Bild vom Berlin der Kaiserzeit überliefert. „Wellenflug“ steht in dieser Erzähltradition, realistisch, unterhaltsam, ereignishaft, und zeichnet das eindrucksvolle Bild einer versunkenen Epoche. JÖRG MAGENAU